

SEPTEMBERMORGEN

Als sie vor die Türe trat, wusste sie, dass er gegangen war. Nicht nur für heute, nicht bloß für diesen Tag, damit er morgen oder übermorgen zurückkehren konnte. Nein, diesmal war es anders, er würde nicht wiederkommen. Sie wollte sich nichts vormachen und dennoch hielt sie ihren Blick starr auf den sich schlängelnden Weg gerichtet, der von ihrer weit entfernt gelegenen Hütte hinab ins Tal führte.

Die Sonne, die gerade erst damit begonnen hatte, ihre wärmenden Strahlen über die Gipfel der nahe gelegenen Hügel zu werfen, schien ihr ins Gesicht – wie jeden Morgen. Sie kannte dieses Ritual seit Anbeginn des Frühjahrs, seitdem sie gezwungen gewesen war, hier heraufzukommen.

Mit einem leisen Seufzer drehte sie sich um, wobei ihr knielanger, brauner Rock sich um ihre Beine wickelte, so heftig vollführte sie die Bewegung. Sie trat über den schmalen Vorbau zurück ins Haus.

Die Hütte, ein winziges Gebäude im Blockhausstil, bestand lediglich aus einem Raum, der Wohnzimmer und Küche in einem darstellte. Im Eck war eine schmale Koje aufgestellt, ihr Schlafgemach und daneben ein schmaler Waschtisch. Das musste genügen.

Sie rieb sich die Hände an der Schürze, die an einem Haken neben der Hintertür hing, welche in den kleinen Garten führte, wo sie sich das Nötigste an Gemüse und Obst selbst ziehen konnte. Daneben baumelte ein zerfletterter, vom Staub ergrauter Monatskalender. Sie starrte eine lange Minute darauf. Heute war der vierzehnte September. Der vierzehnte September eines Jahres, das ihr nicht viel Gutes beschert hatte. Die Zeiten zeigten sich unbeständig und die Welt noch mehr: In Korea herrschte Krieg, die Männer wurden eingezogen oder meldeten sich freiwillig, was sie überhaupt nicht nachvollziehen konnte und wofür sie auch kein Verständnis aufbrachte – sie, die selbst aus einem Land stammte, das erst vor wenigen Jahren von einem solchen Terror heimgesucht worden war und erst allmählich aus Schutt und Asche wieder aufgebaut wurde.

„Wirtschaftswunder“ nannten ihre Mitbürger das und „Wiederaufbau“. Von dem bitteren Beigeschmack, der Trennung der Ostzone vom Westen, davon wollte niemand sprechen und wenn, dann nur leise, beiläufig, hinter vorgehaltener Hand. Es zerstörte das heile Bild, nach dem sich ein ganzes Volk so schmerzhaft sehnte und lechzte. Das Bild von glücklichen Familien, hübschen Neubauhäuschen und Siedlungen, Heimatfilmen mit Sonja Ziemann und Rudolf Prack im Kino, einer Bosch-Küchenmaschine und Männern, die fröhlich und stets voller Tatendrang

einer geregelten Arbeit nachgingen, um in ihrer wenigen Freizeit das gütige, doch gestrenge Familienoberhaupt zu spielen.

Sie seufzte und schüttelte den Kopf, als wollte sie die Szenen, die sich in ihr Gedächtnis drängten, abschütteln. Sie hatte nicht hineingepasst in diese Welt des Scheins, in diese Harmonie und das permanente Geregeltsein. Es konnte sie nicht mehr verletzen, jedenfalls nicht mehr so wie zu Anfang, als ihr Vater ihr wortlos die Fahrkarte für die Schiffspassage überreicht hatte. Einfach, versteht sich, von Hamburg nach New York, möglichst weit fort. Was aus ihr werden würde, nun, das gehörte fortan nicht mehr zu seinem Aufgabengebiet – seine Tochter hatte selbst Schuld an der Misere. Von jetzt an würde seine Großcousine, die seit Jahrzehnten in Amerika lebte, ihn schon auf dem Laufenden halten, ob sich irgendetwas zum Besseren wendete und ob sein jüngstes Kind jemals Vernunft annehmen und Reue für ihr ungehöriges Benehmen zeigen würde.

Sie lächelte kurz und verächtlich. Schöne, heile Welt, aus der die Töchter entfernt wurden wie Schmutzflecke aus einem dreckigen Kleid. Trotzig warf sie den Kopf zurück. Nein, sie würde sich nicht unterkriegen lassen. Wie sagte er immer wieder zu ihr? „Nur schwache Menschen passen sich an und geben ihre Träume auf, anstatt ihnen bis ans Ende der Welt zu folgen!“

Sein Traum war von Kleinkindesalter an die Ranch seines Vaters gewesen. Ein immens großes, mit mehreren tausend Hereforth-Rindern bestücktes Anwesen im Herzen von Colorado, einem Bundesstaat im mittleren Westen. Ein gutes Stück entfernt von hier, von den grünen Wiesen und saftigen Wäldern Maines, das im Nordosten der Vereinigten Staaten lag. Auch er war nicht freiwillig hierher gekommen. Ein Familienzweist, ein herrschsüchtiger Vater und zwei Brüder, die ebenfalls gierig darauf waren, die Ranch zu erben, hatten ihn irgendwann dazu veranlasst, seinen Traum vorerst beiseitezuschieben und anderen Dingen Priorität einzuräumen, doch ganz aufgegeben hatte er ihn nie. Sie wusste das. Mehr als einmal hatte er ihr erklärt: „Marie, Schätzchen, eines Tages werde ich meine eigene Ranch haben, die genau nach meinen Vorstellungen gebaut sein wird! Ich hab’ sogar schon Pläne dafür gezeichnet! Sie wird die schönste Ranch, die jemals ein Mensch in ganz Amerika gesehen hat!“

Von Anfang an hatte er es nicht fertiggebracht, ihren richtigen Namen – Marianne – auszusprechen. So hatte er die kurze Version davon gewählt. Gleich nach ihrer ersten Begegnung, auf dem Fest bei den Hendersons, damals, bald nach ihrer Ankunft bei Tante Trot, wie sie sie nannte, obwohl sie ja gar nicht ihre Tante war. Tante Trot hieß selbstredend nicht wirklich wie die mittlere Gangart eines Pferdes – Trab –, sondern war einstmals auf den altdeutschen Namen Traugott getauft worden, was sich für jeden Amerikaner jedoch ebenso unaussprechlich erwiesen hatte wie Marianne.

Tante Trot hatte ihre verstoßene Verwandte augenblicklich unter ihre Fittiche genommen und sogar einen ihrer acht Söhne nach New York geschickt, um sie dort vom Schiff abholen zu lassen. Sie erinnerte sich daran, als sie den Landesteg hinabgestiegen war, langsam und unsicher und mit Angst erfüllt vor dem, was sie erwartete, dass dort ein großer, blasser und sehr schlanker junger Mann gestanden und auf sie gewartet hatte. Er hatte sich ihr höflich vorgestellt und ohne jedes weitere Nachfragen war sie mit ihm gegangen.

Die erste Zeit in dem fremden Land, mit der vollkommen unbekanntem Sprache, mit der sie noch niemals zuvor konfrontiert worden war, bereitete ihr einige Schwierigkeiten. Tante Trot war jedoch wild entschlossen, aus ihrer in Deutschland nicht länger erwünschten Verwandten eine makellose Erscheinung der nahegelegenen, städtischen Gesellschaft zu machen. Zu Anfang hatte sie sich gebeugt, brav die Anweisungen befolgt und nicht gewagt, Tante Trot oder irgendjemandem zu widersprechen. Schließlich war sie Gast hier und musste dankbar sein, überhaupt jemanden zu haben, der sie bei sich aufnahm.

Tante Trot war ungefähr fast so lange wie sie ausgewandert war mit Humphrey Willard verheiratet. Onkel Hump war lustig, paffte ständig an irgendeiner seiner vielen Pfeifen und hielt sich aus allem heraus. Er mied gerne jegliche Art von Umständen und Ärger, sodass Marianne von ihm keinerlei Unterstützung erwarten durfte. Auch die Söhne, von denen drei noch zu Hause lebten, hielten sich ihr gegenüber höflich-galant zurück und bedeckt. Natürlich wussten sie längst Bescheid, weswegen sie von zu Hause fortgeschickt worden war und vermutlich grinnten sie sich hinter ihrem Rücken eins und waren nur zu gut erzogen, um es sie deutlicher spüren zu lassen.

Und dann kam der Tag des Fests. Es sollte ein „ganz normaler Barndance“ werden, wie Tante Trot es formulierte. Ein „Barndance“ war eine Party in der Scheune eines großen Farmers, der diese extra zu diesem Anlass räumte und dekorierte. Eine Band spielte allseits bekannte, amerikanische Musik und dazu wurde getanzt. Diese Art Veranstaltungen hatten eine lange Tradition und wurden liebevoll gepflegt und aufrechterhalten.

Dort war sie ihm das erste Mal begegnet. Sie, die schüchterne, unbeholfene Neue aus Übersee mit der unrühmlichen Vergangenheit und er, mehr als zehn Jahre älter, Mitte dreißig, groß, kräftig gebaut und unglaublich gutaussehend. In seinem Ahnenstamm fanden sich irgendwann einmal Cherokee-Indianer, worauf er seinen braun gebrannten Teint und die rabenschwarzen Haare schob. Er war nie verheiratet gewesen, wie er noch am selben Abend frank und frei von sich preisgab. Dazu sei er ein zu unruhiger Geist, was er ebenfalls auf seinen indianischen Einschlag zurückführte. „Und zu beschäftigt“, wie er mit einem charmanten Lächeln ergänzte, als sie ihm bereits längst völlig und komplett verfallen war.

Sie fingen an, sich zu treffen. Zuerst heimlich, dann auch in der Öffentlichkeit und an diesem Punkt hatte Tante Trot die Geduld verloren. Noch am selben Tag, als sie von dem

Rendezvous ihrer Verwandtschaft mit dem in weitem Umkreis bekannten Frauenschwarm erfuhr, warf sie die junge Frau mitsamt ihrem wenigen Hab und Gut aus dem Haus. Sie war gerade noch gnädig genug, ihr die familieneigene Bergarbeiterhütte in den nahe gelegenen Hügeln anzubieten, die sie hin und wieder als Ausflugsziel im Sommer genutzt hatten. Marianne war zum einen keine Wahl geblieben und zum anderen besaß sie einen zu widerspenstigen Charakter, als dass sie ihre Tante um irgendwelche Gefälligkeiten angefleht hätte. So packte sie ihren einzigen Koffer und stapfte davon. Es war ein langer und beschwerlicher Fußmarsch über unbefestigte Wege und Trampelpfade hinauf bis zur Hütte. Das war im Mai gewesen und jetzt war September.

Sie stand in der Hintertür und blickte hinaus auf ihren Garten, hinter dem sich das lange, grüne Tal erstreckte. Als er ihr zum ersten Mal hier hinauf gefolgt war, hatte er ihr erklärt, dass er sie nicht zu sich, in seine Wohnung in der Stadt holen könne. Es gäbe andere Verpflichtungen in seinem Leben, denen er nachkommen müsse. Und er sprach von den Konflikten in Korea, von seinen Auszeichnungen als blutjunger Soldat im zweiten Weltkrieg und davon, dass sie ihn bräuchten. Sie hatte keine Ahnung, wovon er redete und da fing er an, ihr Zeitungen mitzubringen, zusammen mit Proviant und anderen Kleinigkeiten. Irgendwann begriff sie, was er meinte und was er ihr gegenüber niemals in Worte fasste.

Jedesmal kam er mit seinem Ford, Baujahr 1958. Am Morgen dann, bevor er zurück in die Stadt musste, war sein erster Gang immer nach draußen, zu seinem Auto.

Oft war sie am Fenster gestanden und hatte ihn dabei beobachtet, wie er die Motorhaube öffnete und jedes Detail des Fahrzeugs inspizierte. Alles tat er mit fließenden, ruhigen Bewegungen die davon zeugten, dass er seit Jahren mit dieser Arbeit vertraut war. Einmal hatte er zu ihr gesagt, er würde viel lieber mit einem Pferd herauf reiten, wenn er noch eines hätte. Es gäbe für ihn keinen herrlicheren Anblick als einen freien, wilden Hengst in den Weiten der Prärie und er fragte sich, was wohl aus seinem eigenen geworden war.

Sie kannte keine Prärie. Sie kannte nur Deutschland mit seinen kleinen Weiden und Koppeln und Maine, das nicht minder dicht besiedelt und hügelig war. Sie kannte das Wort Prärie lediglich aus Büchern und von einem Foto, das er ihr einmal zeigte – eine Aufnahme der väterlichen Ranch, hinter der sich die endlose Weite Colorados erstreckte. Und in diesem Moment hatte sie seine brennende Sehnsucht und seinen alles verzehrenden Schmerz, dorthin zurückkehren zu wollen, verstehen können. Denn das, was sie auf der kleinen, schwarzweißen Aufnahme erkennen konnte, war vor allen Dingen eines: Freiheit. Etwas, nach dem sie selbst so sehr verlangte, dass sie dafür sogar den Verstoß aus ihrer Familie riskiert hatte.

Sie drehte sich um und schloss die Hintertür. Von draußen hörte sie das laute, durchdringende Zirpen des Ziegenmelkervogels und irgendwo schrie ein Bussard. Sie ging zum Kleiderschrank, um sich eine Hose und ein Hemd herauszuholen. Sie wollte ein wenig höher

steigen und nach den letzten Beeren des Jahres suchen. Sie wusste inzwischen, wo sie diese finden würde. Als Kind war sie viel mit ihrem Großvater draußen gewesen, in der Natur und im Wald und nie hätte sie gedacht, dass sein Wissen, das er sie gelehrt hatte, einmal so wichtig für sie sein würde. Er hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er mitbekommen...nein, sie wollte sich seine Reaktion auf ihr damaliges Verhalten nicht ausmalen. Sie konnte es ja selbst nicht mehr verstehen. Nun, diese rebellische, aufmüpfige Ader hatte schon immer in ihr inne gewohnt, lautlos vor sich hin geköchelt, um eines Tages auszubrechen wie ein Vulkan. An diesem Tag, das war ihr bewusst, hatte sie nicht nur ihren Vater enttäuscht und vor den Kopf gestoßen. Auch ihre Mutter, ihre drei Schwestern und die beiden Brüder waren zutiefst entsetzt und abgestoßen gewesen von dem, was das jüngste Mitglied ihrer Familie angerichtet hatte. Keine junge, anständige Frau, die etwas auf sich hielt, verschwand über Monate hinweg heimlich an den Wochenenden in zwielichtigen Bars, um dort zu bedienen und nicht nur das. Sie war einige male mit Männern mitgegangen. Nicht nur wegen des Geldes, vor allem, weil sie neugierig gewesen war und weil sie wusste, dass sie etwas Verbotenes, etwas von der Gesellschaft als anstößig Empfundenes tat. Das war der Reiz, der Anlass gewesen. Als ihr kleiner Nebenverdienst durch Zufall bis zu ihrem Vater durchgedrungen war, hatte es eine so schmerzhaft Ohrfeige gegeben, wie sie sich nicht erinnern konnte, jemals von ihm bekommen zu haben. Das Schweigen, das Linksliegenlassen, das Ignorieren ihrer Person war allerdings viel schlimmer gewesen, als die Verkündung nach vier quälenden Tagen, dass er sie fortschicken würde und niemals wiedersehen wolle. Zurück nach Hause, nach Deutschland, zu ihrer Familie – wer konnte ihr schon sagen, ob sie das jemals würde können? Vielleicht, wenn Gras darüber gewachsen war, vielleicht, wenn sich die Wogen geglättet hatten.

Sie griff nach ihrer braunen Wildlederjacke, die er ihr einmal als Geschenk heraufgebracht hatte, weil er meinte, sie könnte sie sicherlich gebrauchen. Dann trat sie hinaus in den sonnigen, jedoch noch kühlen Morgen. Von sehr weit her trug der Wind das Läuten von Kirchturmglöcken und verkündete ihr, dass sieben Uhr soeben vorbeizog.

Sie lächelte und schloss für einen Moment die Augen. Sie hatte gelernt, diese kleine Hütte und die Einsamkeit der Berge zu lieben wie zwei Verbündete. Hier warf ihr niemand Fehlverhalten vor, hier gab es nur sie und die Natur um sie herum und sie verstanden sich wortlos.

Sie begann, den Anstieg hinter der Hütte einzuschlagen, die Wurzeln längst abgestorbener Bäume als Stufen nutzend, während sie sich die Jacke überstreifte. Sie wusste, dass er sich längst freiwillig zum Koreakrieg gemeldet hatte, ohne, dass sie ihn jemals danach gefragt hatte. Es war nicht nötig gewesen. So vieles zwischen ihnen hatte gar nicht erst in Worte gefasst werden müssen – sie hatten es auch so voneinander gewusst.

Er war anders gewesen als die bisherigen Männer in ihrem Leben: Eigensinniger, stolzer, unabhängiger und nichts davor hatte sich jemals so nach Liebe angefühlt wie er und sie ahnte, dass auch danach nichts mehr kommen konnte, das dieses Gefühl je würde überflügeln können.

Vor ihren Augen tauchte sein Gesicht auf, mit den dunklen Bartstoppeln und dem immer ein wenig arroganten Lächeln um die schmalen Lippen, das über seine Feinfühligkeit und Herzlichkeit hinwegzutäuschen vermochte. Sie kannte ihn besser.

Als sie auf der nächsten Anhöhe angelangt war, hielt sie einen Augenblick inne, um die Aussicht zu genießen. Für eine kurze Sekunde glaubte sie, den Hufschlag eines Pferdes zu hören, doch es war eine Illusion. Sie steckte die kalten Hände in die Jackentaschen und fühlte etwas wie Papier in der linken. Verwundert zog sie es heraus. Sie starrte einen langen Moment darauf. Es war das Foto der väterlichen Ranch, das einzige Andenken, das ihm von seinem Traum geblieben war. Jetzt hatte er es ihr in dieser Jacke zurückgelassen.

Ihre Hand zitterte ein wenig, als sie es umdrehte, in Erwartung einer Nachricht von ihm und wirklich – sie erkannte seine zackige, gerade Handschrift. Nur vier Zeilen, kurz und prägnant, wie alles, was er in seinem Leben tat: ‘Wundere dich nicht, wenn ich nicht wiederkehre. Ein freier Geist kommt nie zur Ruhe. Sei mir nicht böse.’

Sie lächelte, während die Tränen die Schrift vor ihren Augen verschwimmen ließen. Sie war ihm nicht böse. Sie hatte vom ersten Tag an gewusst, worauf sie sich einließ. Nun war er gegangen. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich auf den Tautropfen des Grases und es war Septembermorgen...